

HEYNE <

Das Buch

Ein blutiger Anschlag auf die Wagenkolonne des demokratischen Präsidentschaftskandidaten erschüttert Amerika kurz vor der Wahl. Der Kandidat überlebt, doch seine Frau sowie achtzehn weitere Personen finden den Tod. Alles deutet darauf hin, dass der Anschlag das Werk von moslemischen Fundamentalisten ist, doch CIA-Direktorin Irene Kennedy und FBI-Special-Agent Skip McMahon werden unerwartet mit brisantem Bildmaterial konfrontiert, das den Verdacht nahelegt, dass auch einflussreiche Kreise in den USA in die Tat verwickelt sein könnten. Mitch Rapp, der Anti-Terror-Spezialist der CIA, findet den Attentäter, der seine Auftraggeber jedoch nicht kennt. Erst die geheimen Informationen seiner Chefin führen Rapp auf die Spur der wahren Urheber, die es zu fassen gilt, bevor die neue Regierung vereidigt wird. Rapp folgt den Drahtziehern auf die andere Seite des Atlantiks nach Mitteleuropa, um sie unschädlich zu machen und die amerikanische Demokratie vor schwerstem Schaden zu bewahren.

In seinem neuesten Thriller zeigt Vince Flynn die Schattenseiten der Politik – eine Welt, in der die Mächtigen ihre Interessen bisweilen auch mithilfe von Auftragskillern durchsetzen und in der Verrat zum täglichen Geschäft gehört.

Der Autor

Vince Flynn arbeitete in der PR-Branche und verbrachte einige Zeit im US-Elite-Corps der Marines, in dem er Kampfpilot werden wollte. Bald entdeckte er jedoch seine wahre Leidenschaft und eroberte mit dem Schreiben hochaktueller Politthriller die Bestsellerlisten. Mit seiner Frau und drei Kindern lebt er in Minneapolis, Minnesota.

Lieferbare Titel

Aus der Serie mit Mitch Rapp:

1. *Der Angriff* – 2. *Die Entscheidung* – 3. *Die Macht* – 4. *Das Kommando* – 5. *Die Gefahr* – 6. *Der Feind* – 7. *Der große Verrat* – 8. *Die Bedrohung* – 9. *Der Gegenschlag*

Außerhalb der Serie:

Das Ultimatum

VINCE FLYNN

DER GROSSE VERRAT

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Norbert Jakober

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe ACT OF TREASON
erschien bei Atria Books, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

2. Auflage

Vollständige deutsche Erstausgabe 11/2008
Copyright © 2006 by Vince Flynn
Copyright © 2008 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Umschlagillustration: © VEER Jim Barber / photonica / Getty Images
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43444-8
www.heyne.de

*Dane,
Ingrid und Ana*

PROLOG

Washington D.C.

Oktober

Die Autokolonne rumpelte über die gepflasterte Straße. Drei Motorräder führten den Konvoi an, gefolgt von einer Polizeieinheit der Stadt, zwei Wagen des Secret Service und zwei identischen Limousinen. Dahinter fuhren die Suburbans und einige weitere Limousinen. Es war ein imposanter Anblick, besonders wenn man bedachte, dass die beiden Männer, die mit so großem Aufwand geschützt wurden, den Sprung ins Weiße Haus noch gar nicht geschafft hatten. Vor einigen Tagen hatte jedoch eine Terrorgruppe angekündigt, mit einem Anschlag in die bevorstehende Wahl eingreifen zu wollen – und dem Secret Service blieb nichts anderes übrig, als die Drohung ernst zu nehmen.

Mark Ross saß im Fond der zweiten Limousine und massierte sich die Schläfen. Die Kopfschmerzen, die er seit einiger Zeit verspürte, wurden allmählich immer stärker. Er versuchte, nicht auf das Geschwätz des Mannes neben ihm zu achten, und fragte sich gleichzeitig, warum er sich auf diesen ganzen Wahnsinn eingelassen hatte. Er wäre gut beraten gewesen, im Senat zu bleiben, wo man über wirkliche Macht verfügte. Es war wohl die Verlockung gewesen, noch mehr Macht zu erlangen, die ihn zu diesem Schritt bewogen hatte.

Die Beziehung wurde immer brüchiger, daran bestand kein Zweifel. Es war von Anfang an eine Vernunftfehde gewesen. Jeder von ihnen hatte seine Stärken und Schwächen – und diejenigen, die im Hintergrund die Fäden in der Hand hielten und letztlich entschieden, wer an die Macht gelang-

te und wer nicht, versicherten ihnen, dass sie einander ideal ergänzten. Oberflächlich betrachtet sah es auch wirklich perfekt aus – ein Bund, der im Himmel geschlossen wurde. Hätten sie jedoch jemals eine griechische Tragödie gelesen, so hätten sie gewusst, dass die Götter manchmal sehr grausam sein konnten – besonders wenn die Menschen zum Hochmut neigten.

Ross hatte sich freilich nie irgendwelche Illusionen über Josh Alexander gemacht. Als Gouverneur von Georgia war Alexander der große Aufsteiger in der Demokratischen Partei. Die alten weißen Männer, die die Partei führten, waren schließlich draufgekommen, dass ein Liberaler aus dem Nordosten ganz einfach unwählbar war. Die einzige Chance auf den Sieg bestand darin, einen Gouverneur aus dem Süden hinzuzuziehen, der an Jesus Christus glaubte. Auf diese Weise konnten sie sich auch im Bible Belt eine Menge Stimmen holen und genügend republikanische »Red States« für sich entscheiden, um die Wahl zu gewinnen. Aus diesem Grund war Alexander der ideale Kandidat. Er sah gut aus, war intelligent und hatte ein perfektes Auftreten. Außerdem hatte seine Familie mehr Geld als die meisten Dritte-Welt-Länder. Sein einziger Nachteil war, dass er relativ jung war. Mit seinen fünfundvierzig Jahren wirkte er für einen Spitzenpolitiker ein klein wenig unerfahren – insbesondere in der Außenpolitik. Erste Umfragen zeigten, dass die Leute gewisse Zweifel hegten, ob er in dem gegenwärtigen Krieg gegen den Terrorismus die nötige Führungsstärke aufbringen würde. Und genau aus diesem Grund war Mark Ross so wichtig. Der langjährige Senator aus Connecticut war erst kürzlich zum Director of National Intelligence ernannt worden, einer Art Koordinator der verschiedenen Geheimdienste – und er galt als Politiker, der für einen Demokraten eine eher harte Linie vertrat.

In einer normalen Wahl wären die beiden nie als Kandidatenteam zusammengespant worden. Vor dieser Wahl war jedoch die unerwartete Situation eingetreten, dass der gegenwärtige Präsident verkündete, er leide an der Parkinsonschen Krankheit und werde deshalb nicht für eine zweite Amtszeit zur Verfügung stehen. Es war nur noch ein Jahr bis zur Wahl, und der einzige echte Kandidat, den die Partei hatte, war Sherman Baxter III. Alle, auch der Präsident, stimmten darin überein, dass Baxter eine Katastrophe für das Land wäre. Er war wahrscheinlich der unbedeutendste Vizepräsident der Geschichte; selbst in seinem Heimatstaat Kalifornien lagen seine Beliebtheitswerte unter dreißig Prozent. Man konnte über vieles hinwegsehen, aber nicht über die öffentliche Meinung. Die Parteigranden nahmen ihn beiseite und gaben ihm zu verstehen, dass sie nicht auf ihn setzen würden. Nachdem der Mann in den vergangenen drei Jahren seine eigenen Mängel deutlich vor Augen geführt bekommen hatte, protestierte er nicht.

Ross arbeitete unterdessen fieberhaft hinter den Kulissen. Er unterhielt gute Beziehungen zur Wall Street und genoss hohes Ansehen im Senat, doch er war clever genug, seine Ambitionen nicht vorschnell zu bekunden. Er wartete bis zu den Vorwahlen in New Hampshire, wo Alexander sich als klarer Favorit für die Kandidatur der Demokraten herausstellte. Dann begann er, seine Beziehungen spielen zu lassen und die Idee zu verbreiten, dass der junge Präsidentschaftskandidat einen Vizepräsidenten bräuchte, der über einiges Gewicht auf dem Gebiet der nationalen Sicherheit verfügte. Während er seine Leute losschickte, um für ihn Lobbying zu betreiben, machte er sich als großzügiger Gastgeber bei den reichen Geldgebern der Partei beliebt und begann den jungen Gouverneur von Georgia zu umwerben.

Alles lief so, wie Ross es geplant hatte. Als er beim Par-

teikonvent die Bühne betrat, brach der Saal in Jubel aus, und die Meinungsumfragen bestätigten ihnen einen Vorsprung von acht Prozent gegenüber den republikanischen Herausforderern. Das war vor drei Monaten gewesen, als die Wahlkampagne noch wie am Schnürchen lief. Danach kam der große Einbruch – sie verloren ihren gesamten Vorsprung und lagen nun, zwei Wochen vor der Wahl, sogar drei Prozent hinter den Gegnern. Ross spürte den Druck immer stärker. Ihre Meinungsforscher wussten genau, wo das Problem lag; die Wähler trauten den beiden Kandidaten nicht genug Stärke auf dem Gebiet der nationalen Sicherheit zu. Diese Lücke hätte eigentlich Ross ausfüllen sollen – aber wer hatte schon ahnen können, dass der Präsident sie völlig im Stich lassen würde?

Der Mann hatte sie hängen lassen, als sie ihn am dringendsten gebraucht hatten. Gewiss, er hatte eine öffentliche Solidaritätsadresse abgegeben. Aber was hätte er denn sonst tun sollen – vielleicht den republikanischen Kandidaten unterstützen? Sie hatten angenommen, dass er für sie in den Ring steigen würde. Er sollte mithelfen, das nötige Geld aufzutreiben, um den Wettlauf um die größere Fernsehpräsenz zu gewinnen. Er sollte seinen ganzen Einfluss geltend machen und sein Vertrauen in den jungen Kandidaten und dessen erfahrenen Vize bekunden. Doch der Präsident schwieg und zeigte ihnen die kalte Schulter.

Den Journalisten erzählte der Präsident, dass ihm seine Krankheit zu schaffen mache und dass er einfach nicht mehr die Energie für einen kräftezehrenden Wahlkampf habe. Er fühle sich eben in erster Linie seinem Amt und dem amerikanischen Volk verpflichtet. Ross glaubte das zuerst selbst, doch dann erfuhr er aus zwei zuverlässigen Quellen, dass er selbst der Grund für die Zurückhaltung des Präsidenten war. Der Mann war beleidigt, weil ihn niemand gefragt hatte, wen er für den besten Kandidaten für die Vizepräsident-

schaft hielt, und er machte kein Hehl aus seiner Ansicht, dass Ross keine gute Wahl sei.

Ross war zunächst tief getroffen, doch er tat es als die Meinung eines verbitterten alten Mannes ab, der am Ende seines Weges angelangt war. Als Kämpfer, der er war, legte sich Ross noch mehr ins Zeug – doch an diesem Morgen mischte sich Angst in seine immer noch positive Einstellung. In zwei Wochen ließ sich die Stimmung unter den Wählern nur noch bis zu einem gewissen Grad ändern. Sie würden eine echte Überraschung brauchen, um doch noch zu triumphieren – aber wenn es ihnen gelang, würde Ross es dem Präsidenten genüsslich unter die Nase reiben, dass sie es auch ohne ihn geschafft hatten.

Der Konvoi wurde langsamer, und die Führungsfahrzeuge scherten aus der Reihe aus. Ross blickte durch das getönte kugelsichere Fenster auf die Medienvertreter, die sich vor dem Landhaus versammelt hatten. Das schwere schwarze Eisentor ging auf, und die beiden Limousinen fuhren in die schmale kreisförmige Zufahrt ein. Dumbarton Oaks war ein zweiundzwanzig Morgen großer Landsitz in Georgetown, der Bekanntheit erlangt hatte, als im Kriegsjahr 1944 eine Konferenz abgehalten wurde, die zur Gründung der Vereinten Nationen führte. Es war Ross' Idee gewesen, hier eine Konferenz zur nationalen Sicherheit abzuhalten und dazu die wichtigsten Köpfe einzuladen, um darüber zu diskutieren, welche die größten Bedrohungen für das Land seien. Ein ehemaliger Vorsitzender der Vereinigten Stabschefs war ebenso dabei wie zwei Ex-Außenminister, ein Ex-Verteidigungsminister und mehrere ehemalige CIA-Direktoren, außerdem einige weniger bekannte Generäle und ein paar Nahost-Experten und moslemische Geistliche aus der ganzen Welt.

Nach der dreistündigen Konferenz war geplant, dass sie zum Amtssitz des Vizepräsidenten im Naval Observatory

fuhren. Der Vizepräsident würde in ihrem Namen einen diplomatischen Empfang geben. Alle wichtigen Botschafter würden kommen, und Ross und Alexander würden den versammelten Gästen ihre Vision von Sicherheit, Frieden und Wohlstand im einundzwanzigsten Jahrhundert erläutern. Die Veranstaltung hätte eigentlich im Weißen Haus stattfinden sollen, doch sie hatten eine Abfuhr bekommen. Der Ausgang der Wahl – ja, verdammt, seine ganze politische Laufbahn – hing von diesem Nachmittag ab. Hätte er an Gott geglaubt, so hätte er ein Gebet gesprochen, doch er war nicht gläubig, und so verfluchte er wieder einmal den Präsidenten.

Die Limousine kam zum Stillstand, und Ross sah seinem Wahlkampfmanager, der immer noch vor sich hin plapperte, in die Augen. »Stu«, sagte er und rückte noch einmal seine Krawatte zurecht, »halt endlich den Mund. Ich bekomme Kopfschmerzen von deinem Geschwätz.«

Mit diesen Worten stieg Ross aus dem Wagen. Er knöpfte sein Jackett zu und winkte mit der anderen Hand den Reportern und Fotografen zu. Er wollte gerade anmerken, was für ein schöner Tag heute sei, als die ganze Schar ihre Kameras und Mikrofone von ihm abwandte. Ross drehte sich um und sah die braun gebrannten, schlanken Beine von Jillian Rautbort Alexander aus der zweiten Limousine auftauchen.

Die Medien liebten sie. Sie nannten sie Amerikas Diana. Ihre Beliebtheitswerte lagen über siebzig Prozent – weit über denen der beiden Kandidaten. Sie war eine umwerfende Schönheit – einen Meter fünfundsiebzig groß, mit schulterlangem blonden Haar und einer tollen Figur. Jillian war in der absoluten Elite groß geworden und unter anderem in der Schweiz zur Schule gegangen. Ihr Riesenvermögen hatte die Familie mit Immobilien gemacht; die Rautborts besaßen Häuser in Paris, Manhattan und Palm Springs. Heute, mit sechsunddreißig Jahren, gehörte Jillian zu den beneidens-

werten Frauen, die mit zunehmendem Alter immer besser aussahen. Sie zog Männer an, ohne irgendetwas dazu tun zu müssen. Ross hatte schon mehr als einmal daran gedacht, sein Glück bei ihr zu versuchen. Sie war ganz sicher keine Heilige – aber es hatte sich nie eine wirkliche Gelegenheit ergeben.

Josh Alexander schloss sich seiner Frau an, und erneut setzte das Blitzlichtgewitter ein. Er war einen Meter fünf- undachtzig groß, hatte schwarzes Haar und die gebräunte Haut eines begeisterten Golfers. Er hatte makellose Manieren und erinnerte Ross ein wenig an die Fernsehprediger im Süden. Seine Anzüge waren immer ein klein wenig flotter als die der anderen, sein Haar war etwas länger als der Durchschnitt und perfekt gestylt und seine Zähne fast eine Spur zu weiß. Sein ganzes Auftreten war natürlich Teil des Plans, möglichst viele der christlichen Wählerstimmen im Süden zu gewinnen, und die Umfrageergebnisse zeigten, dass das auch funktioniert hatte. Das wahre Problem lag nun bei den Leuten an der Basis, die sich verraten fühlten und damit drohten, am Wahltag zu Hause zu bleiben.

Ross sah zu, wie der Präsidentschaftskandidat und seine Frau für die Kameras posierten. Lächelnd standen sie da – mit diesem aufgesetzten Lächeln im Gesicht, das Ross schon nicht mehr sehen konnte. Dennoch behielt auch er sein gezwungenes Lächeln bei und tat so, als bewundere er das junge Traumpaar. Ross' Frau saß zu Hause am Bett ihrer Tochter, die jeden Moment ihr erstes Enkelkind zur Welt bringen sollte. Es war ihr ganz recht so; sie hatte den ganzen Wahlkampf gründlich satt. Es machte keinen Spaß, bei jeder Gelegenheit von einer zwanzig Jahre jüngeren Frau überstrahlt zu werden.

Alexander ging schließlich von seiner Frau weg und kam zu Ross herüber. Er streckte ihm die rechte Hand entgegen und klopfte Ross mit der linken auf die Schulter.

»Wie geht's, Mr. Vice President?«, erkundigte er sich.

»Gut, Mr. President«, antwortete Ross lächelnd, was ihn einige Mühe kostete.

Es war Alexanders Idee gewesen, dass sie einander mit den Amtstiteln ansprachen. Als sie nach dem Parteikonvent noch acht Prozent in Führung gelegen hatten, war es noch lustig gewesen – jetzt hingegen wirkte es nur noch wie ein kindisches Spiel, das nichts mehr mit der tatsächlichen Situation zu tun hatte. Ross glaubte zwar immer noch, dass sie eine Chance hatten – er dachte nur nicht, dass sie es allein mit der Kraft des positiven Denkens schaffen konnten. Fünf Schlüsselstaaten waren noch zu haben. Die letzten »Negativ-Spots« zur Diffamierung des Gegners waren vorbereitet, und wenn es ihnen bis Montag nicht gelang, den Rückstand zu verkürzen, würde das Ganze zu einer Schlammschlacht ausarten. Ross wusste, dass sie diese Spots gegen ihre Widersacher einsetzen würden – die Frage war nur, ob sie noch in dieser Woche oder erst in der nächsten damit beginnen sollten. Der Wahlkampf würde noch mit härteren Bandagen geführt werden – es drohte eine Schlammschlacht bis zum bitteren Ende.

Vier Blocks entfernt zahlte Gavrilo Gazich seinen Espresso in bar und achtete darauf, dass der Schirm seiner roten Washington-Nationals-Baseballmütze tief genug nach unten gezogen war, dass die Sicherheitskamera über der Kassiererin sein Gesicht nur bruchstückhaft einfangen konnte. Er trug außerdem eine Sonnenbrille, mit der der Killer an diesem sonnigen Frühlingvormittag absolut nicht auffiel.

Gazich operierte am liebsten in Afrika. Dort hatte er sich nach den Jahren der Ausbildung in seinem vom Krieg zerrissenen Heimatland Bosnien einen Namen gemacht. Bei all den korrupten Politikern und Generälen auf dem Schwarzen Kontinent gab es dort jede Menge Aufträge für einen

Killer. Die Milliarden an Entwicklungshilfe, die von Staaten und internationalen Hilfsorganisationen in die verarmte Region gepumpt wurden, bildeten einen zusätzlichen Anreiz für diese Leute, sich gegenseitig abzuschlachten. Es war unglaublich, welche Ausmaße Korruption und Vetternwirtschaft bis hinunter ins kleinste Dorf annahmen. Schätzungen zufolge kamen von jedem Dollar an Entwicklungshilfe gerade einmal zehn Cent bei den Menschen an, die das Geld wirklich brauchten.

Die Leute an der Spitze – die einander bekriegenden Führer der politischen Parteien, Stammesfürsten, Militärkommandanten und Gangster –, sie alle kämpften für ihren Anteil am Kuchen und nahmen dabei auch auf die Zivilbevölkerung keinerlei Rücksicht. Es war einfach unglaublich, wie die Leute sich gegenseitig abschlachteten. Ein Menschenleben galt genauso wenig wie irgendwelche Gesetze. Angesichts der Zustände in manchen Regionen Afrikas wirkte selbst der Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien wie eine bloße Auseinandersetzung zwischen zwei verfeindeten Banden.

Während der Belagerung von Sarajevo hatte Gazich schreckliche Dinge zu sehen bekommen – doch das alles war nichts im Vergleich zu dem Leid, das in den von Kriegen zerrütteten Gebieten Afrikas herrschte. Er selbst profitierte jedoch von diesen Zuständen. Die Mischung aus Chaos, Korruption, Brutalität und Gesetzlosigkeit schuf ein ideales Umfeld für ihn. Die Kriegsherren in Afrika strebten ständig danach, ihre Macht zu vergrößern. Sie hielten sich an die Maxime, dass jeder, der nicht nach mehr strebte, schon so gut wie aus dem Rennen war. Das Schwierigste für Gazich war, stets den Überblick über alle Akteure und ihre ständig wechselnden Allianzen zu behalten.

Er hatte diesbezüglich eine klare Regel. Arbeite nur für die rücksichtslosesten Leute, und triff dich nie mit ihnen auf

ihrem Territorium. Wenn sie ihn anheuern wollten, mussten sie jemanden nach Athen oder Istanbul schicken. Früher hatte er sich auch oft in Kairo aufgehalten, aber seit die Twin Towers in New York nicht mehr standen, fühlte er sich in der ägyptischen Hauptstadt nicht mehr sicher. Der Präsident des Landes stand den Vereinigten Staaten zu nahe, und mit seinem äußerst effizienten und rücksichtslos vorgehenden Geheimdienst ließ man sich besser nicht ein.

Seit über zehn Jahren war er nun in Zypern zu Hause. Hier fand er die Ruhe, die er brauchte, um sich zwischen zwei Aufträgen zu erholen. Um in die vom Krieg gezeichneten Länder hinein- und wieder hinauszugelangen, hatte er sich manchmal als Journalist ausgegeben, gelegentlich auch als Techniker einer Ölgesellschaft oder als Söldner. Meistens jedoch trat er im Namen irgendeiner Hilfsorganisation auf. Er betrieb eine kleine Firma namens Aid Logistics Inc. in Limassol, die sich darauf spezialisiert hatte, im Dienste der Entwicklungshilfe Wege durch den undurchdringlichen Dschungel der Bürokratie in den von Kriegen heimgesuchten Regionen Afrikas zu finden. Seine Dienste hatten ihm sogar die Anerkennung des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz eingebracht. Das Geschäft warf einen netten kleinen Profit ab, doch vor allem verschaffte es ihm eine legale Basis für seine Aktivitäten. Die Firma half ihm, Kontakte zu knüpfen und über die ständig wechselnden Akteure in dem blutigen Spiel auf dem Laufenden zu bleiben.

Hier in Amerika war er als einfacher Tourist unterwegs. Ein griechischer Tourist, um genau zu sein. Irgendwo in der Vergangenheit seiner Familie musste es auch ein paar Tropfen griechischen Blutes gegeben haben. Er war viel in Griechenland unterwegs gewesen, sodass ihm die Sprache recht geläufig war, zumal sie auch in Zypern gesprochen wurde. Der Zollbeamte am Flughafen John F. Kennedy hatte ihn

mit einem Lächeln durchgewinkt, was Gazichs Annahme bestätigte, dass die Griechen so gut wie überall beliebt waren, außer natürlich bei den Türken.

So wie bei fast jedem Auftrag hatte Gazich seine Bedenken, die in diesem Fall jedoch größer als sonst waren. Dies lag nicht zuletzt daran, dass er hier in Amerika operierte, einem Land, das in höchster Alarmbereitschaft vor Terroranschlägen stand. Die Grenzkontrollen und die vernetzten Computersysteme machten es sehr schwer, unter falscher Identität zu reisen. In Afrika musste er sich selten Sorgen machen, dass ihn eine Sicherheitskamera aufnehmen könnte. Hier in Washington waren sie überall.

Es war ein eiliger Job, was nie gut für die Nerven war. Sie hatten ihm eine Stunde Bedenkzeit gegeben und ihm nicht einmal verraten, worum es ging. Alles, was er erfuhr, war, dass er nach Amerika reisen musste, dass der Job am kommenden Samstag zu erledigen war und dass er zwei Millionen Dollar bekommen würde. Das war doppelt so viel wie das höchste Honorar, das er bisher kassiert hatte. Sein erster Gedanke war, dass es sich um eine Falle handelte, aber nach einer kurzen Analyse verwarf er diese Möglichkeit. Er hatte nichts getan, was den Amerikanern geschadet hätte. Sie hatten keinen Grund, sich solche Mühe zu machen, um einen Mann zu schnappen, der sich auf den Schlachtfeldern Afrikas sein Geld verdiente.

Gazich pflegte seine Ziele im Allgemeinen auf zweierlei Art zu beseitigen. Er schoss ihnen entweder aus sicherer Entfernung eine Kugel in den Kopf oder jagte sie mit Sprengstoff in die Luft. Sein wichtigster Grundsatz dabei war, so einfach wie möglich vorzugehen. Nachdem er auf einem Bauernhof in der Nähe von Sarajevo aufgewachsen war, hatten Gazich und seine älteren Brüder schon früh das Handwerk der Jagd erlernt. Mit zehn Jahren waren sie allesamt Meisterschützen. Mit sechzehn schickte sein Vater ihn und

seine drei älteren Brüder zu den Streitkräften der bosnischen Serben, die die Stadt Sarajevo belagerten. Damals hatte Gazich zum ersten Mal statt eines Wildtieres einen Menschen ins Visier genommen. Die Jagd auf Menschen erschien ihm zwar als geringere Herausforderung – in mancher Hinsicht empfand er sie aber als spannender als die Jagd auf Wild.

Heute würde er eine der aufregendsten Operationen seiner Laufbahn durchführen. Er bedauerte nur, dass er nicht mehr Zeit für die Vorbereitung hatte. Es war jedes Mal wieder aufregend, einen Menschen aus einer Entfernung von bis zu eineinhalb Kilometern zu töten. Jemanden auszuschalten, indem man eine Bombe per Fernzündung hochgehen ließ, war zwar nicht ganz so spannend – aber in diesem Fall blieb ihm nichts anderes übrig; er hatte einfach nicht genug Zeit, um alles für einen Kopfschuss in die Wege zu leiten.

Am Montag hatte er erfahren, wer das Ziel war und welche Route der Konvoi nehmen würde. Am gleichen Tag nannte er die Dinge, die er für die Operation brauchte. Er sprach nie mit seinen Auftraggebern persönlich – ja, er wusste in diesem Fall überhaupt nichts über sie, wenngleich er so seine Vermutungen hatte. Bestimmt waren es moslemische Terroristen, die ja ohnehin gedroht hatten, mit einem Anschlag in die amerikanischen Wahlen einzugreifen. Gazich hegte keinerlei Sympathie für diese Leute, aber die Höhe des Honorars war genauso reizvoll wie die Vorstellung, den Amerikanern eins auswischen zu können. Sie hatten sich in die inneren Angelegenheiten seines Landes eingemischt – daher erschien es ihm nur recht und billig, das Gleiche bei ihnen zu tun.

Diese Terroristen wurden immer schlauer. Es war für sie mittlerweile extrem schwierig, ihre eigenen Gefolgsleute nach Amerika einzuschleusen. Da war es schon viel ein-

facher, einen unabhängigen Killer anzuheuern – und selbst wenn sie ihm zwei Millionen Dollar zahlten, kam es sie immer noch billiger, als ein Team auszubilden, entsprechend auszurüsten und ins Land zu bringen. Die größte Schwierigkeit musste für sie darin bestanden haben, den Sprengstoff und die Zünder zu besorgen, die er verlangt hatte. Schließlich hatte alles für ihn in einer Garage in Rockville bereitgelegt. Es war nicht gerade einfach, über zweihundert Kilo hochexplosiven Sprengstoff nach Amerika zu schmuggeln. Und dieses Zeug war wirklich gut. Bester russischer Plastiksprengstoff, wie ihn die Streitkräfte verwendeten. Nicht dieser Mist, der oft schon unbrauchbar wurde, bevor man ihn einsetzte, wie es einem in Afrika oft passierte. Die Zündkapseln, die Sprengschnur und der Fernzünder gehörten ebenfalls zum Besten, was die Russen zu bieten hatten.

Gazich bemühte sich, nicht zu sehr an die zusätzlichen Konsequenzen der Explosion zu denken. In Afrika machte man sich über solche Dinge kaum Gedanken. Dort wollte sowieso jeder den anderen töten. Auf eine Leiche mehr kam es da auch nicht an. Hier war die Sache jedoch anders. Washington war das Zentrum der internationalen Spionage und Diplomatie – nicht irgendein finsternes, von Moskitos heimgesuchtes Loch in der Dritten Welt. Hier ließ er sich auf eine gefährliche Elefantenjagd ein, und sein Ziel war ein richtiges Prachtexemplar. Es war nicht schwer, das Tier aus sicherer Entfernung mit einem Gewehrschuss zu erlegen. Die wirkliche Herausforderung bestand darin, ganz nahe heranzugehen, Hunderte Meter auf dem Bauch zu kriechen und sich mitten unter die Herde zu schleichen. Das verlangte schon echtes Können und eine Spur Verrücktheit. Der Schuss selbst war relativ leicht. Die Gefahr bestand darin, von einem der riesigen Dickhäuter zertrampelt zu werden, wenn die Herde aufgescheucht wurde.

Gazich verließ das Starbucks-Café mit seinem Espresso in der einen Hand und einer Zeitung in der anderen. Bis jetzt war das Schwierigste gewesen, einen Parkplatz zu finden. Zwei Millionen Dollar dafür, dass man einen Parkplatz fand. Gazich lachte und ging die Straße entlang. Es würde sicher nicht ohne Folgen bleiben, wenn man dem politischen System Amerikas einen solchen Schlag versetzte. Er sagte sich, dass er sich darum später kümmern würde. Jetzt war es Zeit, sich zur Herde zu schleichen und zu hoffen, dass er nicht zertrampelt wurde.

Special Agent Rivera stand bei der Tür und blickte in den großen Konferenzraum. Mit ihren fünfunddreißig Jahren war es ihr gelungen, ihre schlanke Figur zu behalten, indem sie regelmäßig ihre Kollegen vermöbelte. Karate verbrannte eine Menge Kalorien, und Rivera arbeitete an ihrer Technik, als wäre es eine Religion. Der Wahlkampf hatte es mit sich gebracht, dass sie nicht mehr so viel trainieren konnte – außerdem hatten ihre Kollegen inzwischen mitbekommen, dass sie Trägerin des zweiten schwarzen Gürtels war. Sie hatten keine Lust mehr, sich als Sparringspartner herzugeben, und so empfand sie eine gewisse Langeweile. Auch wenn sie sich in letzter Zeit nicht auf die Waage gestellt hatte, spürte sie doch genau, dass sie das eine oder andere Pfund zugelegt hatte. Noch zwei Wochen, sagte sie sich. Dann würde sie sich in Arizona erholen. Sie würde nichts tun als schlafen, essen und irgendwelchen Trainingspartnern in den Arsch treten. Sie freute sich schon darauf, ihr Dojo, ihre alte Karate-Schule, zu besuchen und den Leuten dort zu zeigen, wer jetzt der Boss war. Vielleicht würde ihr sogar ein richtiger Mann über den Weg laufen. Jemand, der ungebunden und nicht auf etwas Ernstes aus war. Junge, das wäre wirklich nett, dachte sie sich. Sie konnte sich gar nicht mehr erinnern, wie lange es schon her war.

Ihre Jungs saßen am Ende des U-förmigen Tisches. Man hatte die Reporter nur für die ersten fünfzehn Minuten der Konferenz hereingelassen und sie dann gebeten, den Saal zu verlassen. Alexanders Wahlkampfmanager hatte gemeint, dass das Ganze auf diese Weise seriöser wirken würde. Wenn es um Fragen der nationalen Sicherheit ging, dann musste man irgendwann die Medien ausschließen, um wenigstens so zu tun, als ginge es um wichtige Staatsgeheimnisse.

Maria Rivera war eine Frau, die einiges aushielt, aber auch sie war mittlerweile erschöpft. Es war eine unmenschliche Wahlkampagne gewesen. Jeden Tag war eine andere Stadt an der Reihe, und das bedeutete ein weiteres nichts-sagendes Hotelzimmer, fades Hotelessen und ein volles Fitnessstudio. Jeden Morgen kam ein Weckanruf von einem ihrer Kollegen, der ihr nicht nur sagte, wie spät es war, sondern sie auch daran erinnerte, wo sie gerade war und wo es heute noch hinging. An manchen Tagen standen nicht weniger als vier Bundesstaaten auf dem Programm. Eine Veranstaltung jagte die andere, von Sonnenaufgang bis Mitternacht, und sie und ihre Leute hatten jeden Augenblick wachsam zu sein.

Diese Präsidentschaftswahl verlangte allen Beteiligten Ungeheures ab – den Politikern und ihren Mitarbeitern, aber noch mehr den Sicherheitskräften, deren Aufgabe es war, sie zu beschützen. Special Agent Rivera leitete das Secret-Service-Sicherheitsteam des Kandidaten Josh Alexander. Dreizehn Jahre war sie jetzt im Secret Service tätig, in denen sie in Los Angeles, Miami und New York eingesetzt war. Sie hatte auch schon zwei Sicherheitskommandos für den Präsidenten angehört und war schneller die Karriereleiter nach oben geklettert als jeder andere Agent, der die Ausbildung mit ihr absolviert hatte. Zwischendurch war sie einmal kurz verheiratet gewesen, was zum Glück mit einer raschen

Scheidung geendet hatte. Das war schon fast zehn Jahre her. Die Trennung war Rivera nicht schmerzlich. Sie hatte den Mann, einen Bundesanwalt, durch eine Spezialeinheit zur Bekämpfung des organisierten Verbrechens kennengelernt, und er verdrehte ihr so richtig den Kopf. Rückblickend betrachtet hätte sie wissen müssen, dass es ein Fehler war, einen Anwalt zu heiraten. Vier Monate nach der Hochzeit kam sie eines Tages ins Büro ihres Mannes, um ihn zu überraschen, und ertappte ihn auf frischer Tat. Mitten am Nachmittag fand sie ihn auf seiner Couch vor, wie er gerade eine New Yorker Polizistin bumste. Rivera schlug ihn k.o. und reichte noch am selben Nachmittag die Scheidung ein.

Maria Riveras Familie war schon vor zwei Generationen in die USA eingewandert, doch sie sprach fließend Spanisch dank ihrer Großmutter, die immer noch jeden Tag dafür betete, dass ihre Ehe eine zweite Chance bekommen möge. Grandma Rivera war zutiefst bestürzt gewesen, als Maria sich von dem brillanten jungen Anwalt trennte. Er war ein guter katholischer Junge und ein richtiger Charmeur. Rivera brachte es nicht übers Herz, ihrer Großmutter zu sagen, dass der Harvard-Absolvent ein hoffnungsloser Weiberheld war.

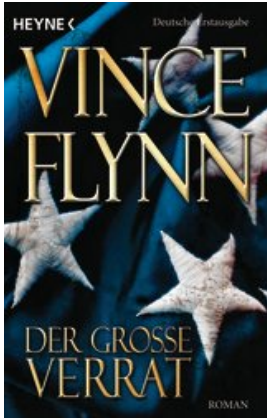
Als sie die eheliche Bindung hinter sich hatte, nahm Rivera mit Freuden jede noch so anspruchsvolle Aufgabe an, die ihr der Secret Service übertrug. Sie hatte im Laufe der Jahre an einigen großen Fällen von Falschgeld und Kreditkartenbetrug gearbeitet und dazwischen immer wieder dem Sicherheitskommando des Präsidenten angehört. Vor einem Jahr war sie zum Assistant Special Agent, kurz ASAC, für das Kommando von Präsident Hayes befördert worden. Als der Wahlkampf begann, riefen ihre Chefs sie ins Hauptquartier und teilten ihr mit, dass sie ihre Sachen packen solle. Sie betrauten sie mit der Leitung von Josh Alexanders Sicherheitsteam und fügten hinzu, dass sie die

Aufgabe nicht vermessen solle und dass sie in der engeren Wahl für die Leitung des Sicherheitskommandos des nächsten Präsidenten sei.

Dieser Job war der Traum eines jeden Secret-Service-Agenten – ein Traum, der sich bisher nur Männern erfüllt hatte. Wenn Rivera ihre Sache gut machte, hatte sie ausgezeichnete Chancen, die erste Frau zu werden, die das Sicherheitskommando des Präsidenten leitete. In den vergangenen neun Monaten hatte sie an kaum etwas anderes denken können. Der Wahlkampf war die meiste Zeit in einem erträglichen Rhythmus verlaufen. Alexander lag in den Umfragen weit vorne und schien sich für den Erfolg nicht mehr übermäßig anstrengen zu müssen. Er war ein frisches, unverbrauchtes Gesicht und der politische Liebling der Öffentlichkeit. Beim Parteikonvent der Demokraten im August war er mit einem überwältigenden Vertrauensbeweis ausgestattet worden und hatte außerdem einen neuen Kandidaten als Vize zur Seite gestellt bekommen.

Wenig später kam der große Einbruch. Rivera hatte schon erwartet, dass der Wahlkampf heftiger werden würde, wenn es in die Zielgerade ging, aber was dann auf sie und ihre Kollegen zukam, überraschte sie doch ein wenig. Alexanders Gegner starteten eine ätzende Kampagne, in der sie die Neigung des jungen Gouverneurs anprangerten, die Wahrheit zu beschönigen und manchmal Dinge zu erfinden. Es wurde auf seine Jugend und relative Unerfahrenheit hingewiesen und seine Integrität in Zweifel gezogen. Bis zum Labor Day Anfang September hatte sich der Vorsprung von fünf Prozent in nichts aufgelöst.

Die Reaktion von Alexanders Lager bestand darin, den Wahlkampfmanager zu feuern und die eigenen Anstrengungen zu verstärken. In den ersten beiden Septemberwochen tourte man mit der Bahn kreuz und quer durch das Land, in den folgenden beiden Wochen mit dem Bus.



Vince Flynn

Der große Verrat

Roman

Taschenbuch, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43444-8

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2008